Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Artikel: Schlafwandel [Schluss]
Autor: Siebel, Johanna
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574239

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Neben mir Hufschlag — ein heiserer Schrei!
Dort! Die Fahne! Sie winkt und schwillt!
Ein elend Ringen, verzweifelt, wild,
Aus tausend Augen ein einziger Strahl,
Verzehrend wie Feuer, dumpf wie die Qual!
Nun brüllender Hochruf. Fanfaren. Geschrei.
Den Preis ergattert, das Glück stand mir bei . . .
Ganz nah, auf seidenbeschlagenem Stuhle
Sitzt mein Herr, neben ihm seine Buhle.
Mein Huf tritt auf Rosen, frisch gepflückt —
Mein Leib zerbrochen, mein Leben geknickt.
Unter Girlanden wank' ich hinaus;
Drei Fiebertage, der Scherz ist aus.
Mein Herr kam zweimal nach mir zu sehn:
‚Schade, Roter, das war nämlich schön!'"

„Nun, Hansel, was hast denn du getan,
Daß man die Ehre genießen kann?"
Der Braune macht ein verlegen Gesicht:
„Hm, viel zu erzählen gibt's da nicht!
Ein Füllen noch, kam ich vor den Pflug,
Die Menschen nannten mich willig und klug.
Ich und der Peter, mein Gespan,
Stapften die Furchen ab und an,
Schleppten den schweren Düngerkarren,
Schmausten vergnügt aus dem selben Barren,
Streckten uns aus auf der selben Streu,
Wir hielten zusammen redlich und treu,
Fanden das Leben selbst für ein Pferd
Immerhin leidlich lebenswert —
Mit eins ging alles aus Rand und Band,
Die Glocken bimmelten: Krieg im Land!
Was hatten wir zwei von der Welt gesehen?
Wir dachten bekümmert: Es wird schon gehen . . .
Ei ja, es ging! Aber Krieg heißt Qual,
Macht Knochen mürbe und Lenden schmal!
Im Sechsergespann, mit Wunden und Schwären —
Vaterländer soll man zwar ehren —
Wünscht man nicht weniger und nicht mehr,
Als daß solch Wesen beim Kuckuck wär'!
Wir litten, darbten — und hielten aus,
Wir standen zitternd im Schlachtgebraus.
Einmal — ich dachte nicht just an's Sterben —
Fiel mir ein Bein unterm Leib in Scherben;
Elend lag ich bei Toten und Wunden,
Bis daß ich diesen Garten gefunden!"
„Und hast den Peter nicht mitgenommen?"
„Der ist zur Not davongekommen;
Mit Spat und Ueberbein bedacht
Hat er's zu alten Tagen gebracht —
Ihr seht ihn dort unten am Keßlerwagen
Frierend den Weidenstrunk benagen.
Fast glaub' ich, eh' der Morgen nah,
Scharrt's vor'm Tor, und der Peter ist da!
Kommt heim, wir wollen ihm beizeiten
Ein Lager aus weißem Stroh bereiten,
Darauf er bald von Qual und Plag
Der Erdenfahrt sich erholen mag!
Ei, wie wird er im Grün sich ergötzen,
Sich an Laub und Blumen letzen!
Quält' ihn auf Erden die Angst oft hart,
Wir würden geschunden, verwurstet, verscharrt,
Dem Menschen gehöre die ewige Stadt,
Weil der Mensch eine Seele hat —
Bald wird sein Herz, von Wonnen gerührt,
Erkennen: Alles ist trefflich regiert!"

Alfred Huggenberger.

Schlafwandel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Johanna Siebel, Zürich.

(Schluß).

Nordens Stimme singt das Lied seiner Liebe so wild und so weich wie der Frühlingssturm seine Lieder. Aber Marias Gesicht wird nicht glücklich davon. Mehrmals hat sie die Hand in scheuer Abwehr matt erhoben, um sie matt wieder sinken zu lassen, sie hat auch den Mann dort unterbrechen wollen; aber sie mußte schweigen und dieser Zaubermacht die Herrschaft lassen. Groß und weit blicken ihre Augen in eine andere Welt, deren Möglichkeit sie seit dem Nachmittag geahnt und deren Nähe und Wirklichkeit sie in einen Zustand des Wunderns und der Beklommenheit versenkt. Nur ein Wort muß sie sagen, und sie steht mitten im Glanz dieses Neuen, nur eine Bewegung muß sie machen, und der Mann dort trägt sie mit starken Armen hinein!

Maria Waldau ist so dumpf in ihrem Denken, daß sie in diesem Augenblicke gar nicht weiß, ob dieses Mannes Sprache, der da so erschütternd vom Rechte der Lebenden redet, gut ist oder grausam. Sie weiß auch nicht, was sie mit diesem Geschehnis beginnen und wie sie daraus herausschreiten wird. Es ist alles wogend und unklar, und das Blut rauscht in ihren Ohren und durchstreut die Luft mit tanzenden roten Flecken. Sie fühlt nur ein müdes Entsetzen und hat nicht die Kraft, die Hände zu falten und „Herr, hilf mir!" zu sagen. Aber für kurze Herzschläge hat sie das vage Empfinden, daß es lieblich sein müsse, aus diesem Taumel der Sinne, die keinen Gedanken richtig auszudenken vermögen, in eine Ruhe und eine Klarheit hineingetragen zu werden und die bebende Seele in starken Armen zu bergen. Ihr Fühlen tastet immer dichter hin nach dieser Seligkeit; ach, sie ist so müde, so müde! Aber sie kann ja die Arme nicht heben und die Lippen

nicht rühren, sie ist ja steif vor Müdigkeit, und reglos liegt ihre kleine todkalte Hand in der des Mannes.

„Wie wirst du antworten, Maria?“ fragt da der Maler von neuem. Die unbewegliche Not auf dem Frauengesicht fängt an, ihm bange zu machen. Aber seine Frage bleibt auch diesmal ohne Antwort, und die Minuten werden ihm zu Ewigkeiten.

Auf einmal öffnen sich die blassen Lippen Marias, und ihr Mund murmelt gewohnheitsmäßig: „Nein, nein, sei ruhig, Lieber!“

Wie aus weiter Ferne hat Maria Waldau plötzlich ihres Mannes klagende Stimme gehört: „Du gehst doch nicht fort, Maria? Du bleibst doch bei mir?“ Ach, nie klangen dem jungen Weibe die Worte so bettelnd und nie so mahnend im Ohr!

Verwundert schaut Norden auf bei Marjas leisen Worten, die ihm unverständlich sind, und flehend stellt er von neuem die Frage. Ach, es könnte ja sein, daß sie diesmal zu ihrer Seele dränge und daß sie mit ihrer Antwort das Glück emporhöbe aus den Tiefen der Not und der Seligkeit!

Da schrickt Maria leicht zusammen, und als sei die Bedeutung der Worte erst jetzt zu ihrem Verstehen gedrungen, spricht sie langsam, jede Silbe schwer hervorholend: „Ich möchte nicht zur Diebin werden; ich möchte ihm mein Wort und meine Treue nicht stehlen!“ Verzweifelt sieht sie Norden an: „Er ist ärmer als du, als ich; laß uns nicht Raub begehen an einem Wehrlosen!“

In aufwallender Leidenschaft will Norden etwas entgegnen, da bittet Maria weiter mit flehender Hast: „Nein, nein, sprich nicht, ach bitte, sei still, nur still! Ich weiß ja doch, was du sagen willst, du, mit deiner Flammensprache. Reiße die Wunde nicht weiter; dann narbt sie schneller zu! Und schaue mich nicht so an mit dieser Qual in den Augen! Dies ist eine Not, die enden wird, wenn nicht bald, dann in Monaten, dann in Jahren, sicher!“

Maria Waldau glaubt wohl selber nicht recht an das, was sie sagt. Hat sie nicht schon gesehen, wie langsam ein See zufriert und wie ein Wind die dünne, zitternde Decke der Erstarrung immer wieder von neuem zerreißt? Werden ihre Erinnerungen nicht der Wind sein, der den See ihrer Leiden nicht zur Ruhe kommen läßt?

Befangen fährt sie fort: „Denke doch nicht, ich könnte glücklich werden in deinem Sonnenlande! Glaube mir, der Schatten des Kranken würde es dunkel machen, immer, von Anfang bis zu Ende! In deinen lieben Armen würde ich denken müssen, daß ich die Treue

Paul Théophile Robert, Neuenburg. Landschaft. Phot. Graue-Dietze, Berlin.

brach. Und ihm die Treue halten und dir die Liebe geben, du, wie machte ich das? Ich müßte daran vergehen! Wo wir auch wanderten, da würde er bei uns sein, und beim Klange deiner Stimme vernähme ich das irre Murmeln des Armen. Ach, so etwas merzt sich nicht aus, so etwas durchtönt den weitesten Raum! Das in Martern Erlebte gräbt sich tiefer ein als das in Seligkeiten und läßt uns nicht, auch wenn das Schicksal ein neues Gewand uns reicht ... Aber wie dem auch sei, ich danke dir ..."

Leise wehen die letzten Worte über Marias Lippen, weich, mit einem feinen Ton von Glück. Denkt sie in diesem Augenblick, daß ihre Seele neben allem Leid in Zukunft auch einen heimlichen Reichtum zu hüten hat?

Ulrich Norden will indes den Kampf nicht aufgeben; doch wie er nun in hastiger Bewegung nach den rechten Worten der Ueberzeugung sucht, fleht Maria von neuem in fürchterlichster Angst: „Nicht sprechen! Ach, gut sein, nicht sprechen!"

Sie fühlt wohl, daß Nordens Worte den Rest ihrer armen, müde gehetzten Kräfte vernichten könnten. Aber wird sie nicht einstens bereuen, daß der Mann dem Flehen ihrer jetzigen Not gehorsam gewesen? Wird ihre Verzweiflung nicht wieder und wieder diese Stunde zurückrufen, damit sie sie anders durchlebe?

In zornigem Jammer blickt Norden in das tiefverstörte Gesicht. Da senkt Maria das Haupt. „Komm," sagt sie leise, „es dunkelt!"

Ihre Stimme zittert wie die eines Kindes, und die ungeweinten Tränen machen sie schwer und nehmen ihr jeglichen Klang. Sie ist so unbeschreiblich müde, und in diesem Augenblicke weiß sie nicht, woher sie die Kraft zum Rückweg nehmen soll. Steif und schmerzlich richtet sie sich empor. Bei Nordens stützender Berührung läuft ein Frieren durch ihre Glieder. Hilflos schaut sie ihn an, und ein schwacher Wehlaut zittert über ihre Lippen. Sie will die Augen abwenden von dem Manne und muß doch seine Blicke halten in wilder Qual. Dies ist wie ein dunkler Bann, dem sie gehorchen muß. Tiefer zieht die Blässe über das mitleidswürdige Gesicht — — — — — — — — — — — — —

Im Tale liegt dunkle violette Dämmerung, über die der Purpur seine Königsschleier breitet. Die Wipfel der Höhe aber umstrahlt die Sonne mit feurigem Kranze. Scheidend streut sie ihr schönstes Geschmeide über die Welt. Schweigend durchschreiten die beiden den Wald, der im Abenddunkel den Eindruck des Verzauberten, des einstig anders Gewesenen macht. Ein Seufzen streicht durch die Bäume, wie von Seelen, die ihrer Erlösung harren. Wann wird das Wort gesprochen, das die Gebannten befreit? Wer wird es sagen?

Rascher streben die beiden vorwärts, und jedes durchdenkt die nächtige Welt seiner Gedanken, an der am heutigen Tage eine Feuerkugel entlang geglitten, flüchtig wie ein Traum, kaum von den Sinnen erfaßt, in den Unendlichkeiten wieder versunken. Keines schaut das andere an; sie wagen nicht mehr, die Not und Sorge in den Augen des andern zu suchen, und Hand ruht nicht mehr in Hand. Schwer liegt der Atem des heißen Tages noch im Tale; reglos ist alles ringsum ... Nun stehen sie am Tore der Rosenau. Geisterhaft leuchten die Blüten im Dunkel der Nacht.

Maria bleibt stehen; scheu reicht sie Norden die Hand; gequält, kaum hörbar raunen ihre Worte dahin: „Du — aus Barmherzigkeit — komm nicht wieder — nicht morgen und nicht in einem Monat — nie! Ich ertrüge es nicht, in deinen Blicken all dies Geheime, Unerfüllbare zu lesen! Aus Barmherzigkeit, laß mir die Einsamkeit!"

Sie schweigt. Ein sterbenswehes Lächeln umirrt ihren Mund; dann bricht es in offener Selbstanklage von ihren Lippen: „Heute, oben im Walde bin ich dem Armen untreu gewesen, und habe ihm doch Treue geschworen in heiligen Stunden! Laß mich das sühnen; hilf mir, die Gedanken auszureißen

Paul Théophile Robert, Neuenburg. Frühling. Tempera. Phot. Graue-Dietze, Berlin.

an dich und — dies Neue; du bist stark, du bist gut, du kannst ein Weib verstehen! Aus Erbarmen bleibe mir ferne, damit mich die Reue nicht tötet!"

Maria hat mit gesenkten Augen gesprochen. Nun hebt sie sie und muß sie doch von neuem senken, verwirrt, vor dem Gram in den Blicken des Mannes, der bitter auf sie niederstarrt.

„Groß und töricht," würgt Norden hervor, „und so über die Maßen, so grenzenlos widersinnig! Ich renne mit der Kraft meiner Gedanken dagegen an und vermag es nicht zu verstehen: ein Glück in ein Unglück verwandeln, eine Seligkeit in ein galliges Leid, das ist deine große Kunst!"

Er lacht auf. Dann kommt ein Lohen in seine düstern Augen; all sein Fühlen empört sich gegen diese Vergewaltigung des Lebens. Da steht das Weib vor ihm, das er liebt, so weich, so rein und bräutlich anzuschauen in dem Gefühle der neuen Liebe! Ach, niemals reicht das Recht der Treue so weit, daß sie das ganze Leben zweier Menschen zerstören dürfte, niemals hat ein Schwur die Macht, Krankheit und Gesundheit unlösbar zu verbinden! Die Tragik des Schicksals entbindet den Menschen solcher Schwüre und zeigt ihre Nichtigkeit. Wird auch einer sich freiwillig mit dem Tode vermählen, wenn er sieht, daß das Leben ihn wünscht? Wird auch einer solche Geißelung ertragen, ohne Schaden zu nehmen an Leib und an Seele?

Jetzt ist die Stunde da, in der Leben und Liebe ihre Macht zeigen müssen im Kampfe mit Wahn und Treue! Heiß wallt das Blut des Mannes, warm und inbrünstig klingt seine Stimme: „Maria, sieh', ich . . ." Da fühlt er das Beben der kleinen kalten Hände, da sieht er die namenlose Angst auf Marias Gesicht, das Bitten in den schreckweiten Augen, und das Erbarmen faßt ihn, an das sie sich vorhin gewendet, und er fühlt urplötzlich mit einer fürchterlichen Deutlichkeit, daß Leben und Liebe in diesem Fall nimmermehr den Sieg davontragen werden, der das Glück hält. Da preßt er die Lippen zusammen, da läßt er die frierenden Finger fahren und reißt seine Blicke von dem todblassen Gesicht.

„Leb' wohl, Maria!"

Er schreitet zu Tale. Er schlägt die Hände vor das Antlitz — und stöhnt.

* * *

Maria Waldau lenkt die Schritte in das Haus. Ihr Gang hat etwas Taumelndes, und die übergroßen Augen sind starr und glanzlos. Mechanisch dreht sie die Türen auf. Mechanisch schreitet sie in die Küche und fragt dort sonderbar tonlos: „Ist der Herr zu Bett gegangen, Lina?" Verstört schaut sie um sich, beim Klang ihrer Stimme: Wer spricht da? Wo ist sie? „Seit einer halben Stunde, gnädige Frau," antwortet das Mädchen; „aber er wollte sich die Stiefel durchaus nicht ausziehen lassen!"

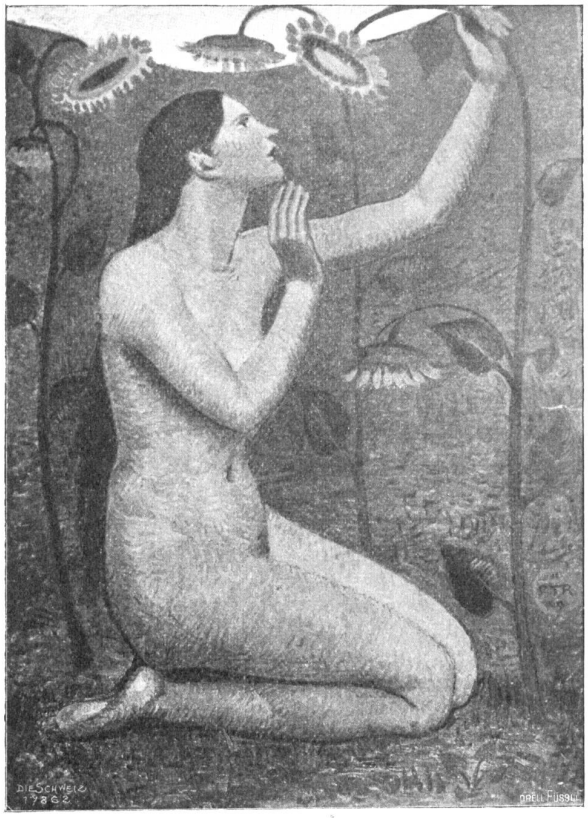
„Ja, so!" Maria besinnt sich. Natürlich, dies ist alles so, wie es sonst war, sie ist wieder daheim, sie wird gleich gehen und ihrem Manne die Schuhe ausziehen! Und folgsam, als habe sie von einem Vorgesetzten die Weisung erhalten, geht sie hinauf in das Zimmer des Kranken und streift dem unruhig Schlummernden die Schuhe von den Füßen. Sie zuckt zusammen, als sich der schwere ungefüge Körper auf die andere Seite wirft.

Paul Théophile Robert, Neuenburg. Herbst. Tempera. Phot. Graue-Dietze, Berlin.

Sie will dem Kranken über die Haare streichen und weicht furchtsam zurück, als hätte sie sich wehe getan bei dieser Berührung. Wie Kinderweinen zieht es um ihren Mund. Seltsam schlaff schleicht sie auf die Terrasse.

Das Mädchen kommt und bringt das Nachtessen und will Licht machen.

„Lassen Sie das!" murmelt Maria. Die Speisen rührt sie nicht an. Lässig sitzt sie im Lehnstuhl und starrt vor sich hin. Sie vermag die Ereignisse nicht recht zusammenzubringen: „Wie war dies nur? Hier der



Paul Théophile Robert, Neuenburg. In Ekstase. Oelbild. Phot. Graue-Dietze, Berlin.

eine, dort der andere? Aber wo ist der Zusammenhang?" Ihr Hirn ist leer und schmerzend vor Müdigkeit — „Ach, da ist kein Zusammenhang und wird nie einer sein: hier der eine, dort der andere . . . Ach, es ist fürchterlich, ein gespaltenes Leben zu haben!"

Der Mond umfließt die reglose Gestalt mit seinen silbernen Schleiern. In leiser Bewegung schwanken die Wein- und Rosenranken hin und her, und durch die Blätter des Epheu geht ein Rauschen im Stoße des Nachtwinds. Zuweilen raunt Maria traumhaft abgebrochene Worte; sie weiß wohl selber nicht, was sie spricht: „Es wird vorübergehen," flüstert sie, „gewiß! Sei nur ruhig! Schau mich nicht so an! Man muß es eine Zeit lang tragen; dann rückt sich die Last zurecht, dann spürt man sie nicht mehr so hart. Das ist mit allem so. Das preßt so scharf, weil es neu ist . . . Morgen wird es besser sein — oder doch übermorgen, sicher! So habe denn Geduld! Wer gab dir auch die seligen Worte, du?" Dann schluchzt sie trocken auf, und ihre Augen blicken mit einem wirren suchenden Ausdruck umher: „Schlafe doch, schlafe! O dies furchtbare, dies schrecklich Doppelte! Denkt ihr denn, meine Seele sei eine Kluft, in die man das Leiden der Welt versenken könnte?"

Marias Hände verkrampfen sich. Nach einiger Zeit steht sie mühsam auf und geht schleppenden Schrittes in das Malzimmer. Vor dem Bilde des Kindes hält sie an und blickt empor wie zu einem Hochaltar: „Jetzt sollten deine weichen Hände da sein! Ach, sprich ein Wort, das mich tröstet!" Wieder wimmert das trockene Schluchzen aus ihrer Kehle, und ihre Arme heben sich, als müsse sie ertrinken! Ach, für all den Mutterschatz an Liebe hat diese da nur ein Vergangenes, für all den Frauenschatz an Sehnsucht hat diese da nichts als eine arme, seelenlose Hülle . . .

Maria sinkt in die Knie; nun umklammern ihre Hände das Bild an der Wand: „Ich Verruchte," ächzt sie, „ich Schlechte! Weißt du auch, daß ich nicht wert bin, daß dein reiner Mund mich Mutter nennt? Weißt du auch, daß da eine andere Liebe emporgeflammt, die mit gierigem Feuer die Treue zerstören will?"

Ihre Blicke lösen sich von dem Kinderbilde und kriechen in tödlicher Angst über den Boden, suchend, beschwörend, als müsse ihm ein Wunder entsteigen: „Wo ist die helfende Gnade? Wo die Flut der Barmherzigkeit, die rein badet von Sünde? Wo? Wo?"

Da öffnet sich eine Türe. Vorsichtig schleichende Schritte nahen. Maria lauscht. Hat ein Gott Barmherzigkeit? Wird die Erlösung kommen? Wird sich ein Wunder offenbaren?

Unnatürliche Spannung schüttelt Marias Glieder wie im Fieberfrost. Da öffnet sich die Türe des Ateliers. Im langen weißen Nachtgewand mit bloßen Füßen steht die große vorgeneigte Gestalt des Irren auf der Schwelle. Seine Augen flackern furchtsam. In scheuer Unruhe späht er umher, und wie er sein Weib erblickt, fragt er mit müder schleifender Stimme: „Du bleibst doch bei mir, Maria? Sage, du gehst doch nicht fort?" Der Ton des Kranken ist dringlicher als sonst, und ernsthaft setzt er hinzu: „Ich will auch immer alles tun, Maria, was du willst, und immer gehorsam sein! Mir ist so bange ohne dich, Maria, ich fürchte mich sehr. Nicht wahr, du gibst mich nicht von dir? Du gehst nicht von mir fort?"

Der Sprechende steht im bleichen Kreise des Mondlichtes, und seine Hände falten sich bittend wie die eines Kindes . . .

Maria hat sich beim Eintritt des Mannes mit höchster Anstrengung emporgerichtet und starrt auf ihn wie auf eine Erscheinung aus einer andern Welt. Der sich fast allabendlich wiederholende Vorgang, daß der Kranke sein Lager verläßt und sie klagend durch alle Räume sucht, nimmt in dieser Stunde für sie eine besondere Bedeutung an. Ihre einsame Seele ist es gewöhnt, nach den geheimen Zusammenhängen der Dinge zu forschen, und neigt sich immer lauschend vor, die Sprache der Ueberirdischen richtig zu verstehen.

Schickt ihr nicht Gott in diesem Augenblicke den Kranken dort? Erfüllt sein Erscheinen nicht urplötzlich ihre Seele mit einem milden Lichte? Maria Waldau hatte im Dunkel den Pfad verloren und irrte in allerbitterster Trostberaubung umher und suchte den Wegweiser ihrer Liebe und Treue. Nun braucht sie sich die Seele nicht länger in einer furchtbaren Finsternis wund zu stoßen, nun hat sie ihren Wegweiser gefunden. Der qualvolle Kampf schwindet aus Marias Gesicht, und bei den kindlichen Worten des Kranken wird ihr Auge klarer, und die Lippen verzerren sich nicht mehr in schluchzender Not. Der Sturm hat ausgewütet; die Stille tritt ein. Und aus dieser Stille bricht die Allmachtsflut der Barmherzigkeit und der unendlichen Liebe hervor, deren Quell überschwemmt worden war von der Zerstörung der letzten Stunden. Und die Fluten strömen über das neue

Andere hinweg und bringen das Selig-Unselige zum Schweigen.

Maria lehnt für einen Augenblick das Haupt an die Schulter des Kranken, demütig, als wolle sie sein Verzeihen und seinen Segen erbitten. Und für einmal schüttelt der Kranke die stumme Bewegung nicht ab. Ist sein Gefühl doch nicht gänzlich erstorben? Wacht unter allem zernichteten Lieben doch noch ein Fünkchen, das die Trostbedürftigkeit des jungen Weibes in dieser Stunde ahnt?

Mit sanfter Gewalt geleitet Maria den Mann an sein Lager, und da der Kranke von neuem mit seinem unruhigen Fragen beginnt, spricht sie mit einer Stimme, die unsäglich reich ist an Liebe und reich an gütigster Beschwichtigung: „Sei stille, Lieber, ich bleibe bei dir! Nie lasse ich dich! Glaube daran und schlafe du ruhig!"

Paul Théophile Robert.

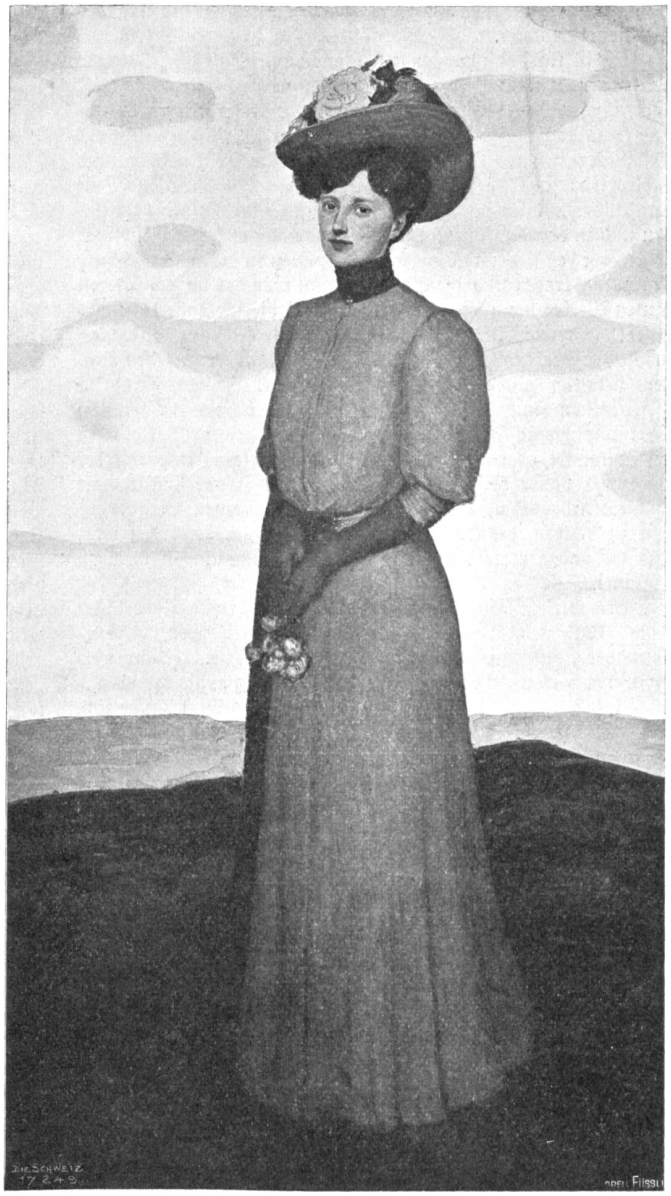
Nachdruck verboten.

Mit einer Kunstbeilage und fünf Reproduktionen im Text.

Bei der gewaltigen Revolution, welche die Malerei in den letzten Dezennien durchgemacht hat, ist es kaum möglich, dem Publikum einen modernen Künster in seinem Schaffen näherzubringen, ohne daß man ihn im Zusammenhang mit der ganzen Bewegung betrachtet. Und angesichts der vorwiegend literarischen Betrachtungsweise, die man auch heute noch der bildenden Kunst entgegenzubringen pflegt, erscheint es deshalb doppelt geboten, etwas eingehender auf die Entwicklung und die Ziele eines Künstlers einzugehen, der nur Maler und nichts als Maler ist und dessen Kunst ohne jede literarische Brille betrachtet sein will. Ein solcher Maler ist Paul Théophile Robert, der nicht nur in dem erwähnten Punkt, sondern auch in der Wahl seiner Ausdrucksmittel durchaus modern ist, mag er auch jeder extremen Richtung fernstehen.

Vom Extremen hielt den Künstler, dessen Schaffen diese Zeilen gewidmet sein sollen, schon die malerische Tradition seiner Familie ab. Léopold Robert (1794—1835), der bekannte Maler der im Stile seiner Zeit etwas idealisierten italienischen Bauern, Hirten und Fischer, war ein Großonkel des Künstlers. Die künstlerische Bedeutung seines Vaters, Paul Robert, des Schöpfers der Wandgemälde im Museum von Neuenburg und im Bundesgerichtsgebäude zu Lausanne, braucht einem schweizerischen Publikum gegenüber nicht besonders hervorgehoben zu werden*). Unter den Eindrücken der ernsten Kunst seines Vaters wuchs Paul Théophile Robert heran und gewann schon früh den Sinn für die dekorative und monumentale Malerei. Es ist gewiß bezeichnend, daß der heutige Maler sich schon in jungen Jahren mit jenen Kunsthandwerken, die der Malerei am nächsten stehen, dem Mosaik und der Glasmalerei, vertraut machte. Dies geschah namentlich im Atelier von Clément Heaton in Neuenburg, der viele der dekorativen Entwürfe Paul Roberts ausführte und unter dessen Aegide der junge Künstler an der Ausschmückung des Treppenhauses im Museum zu Neuenburg selbst mitarbeitete. Sein nächster Meister war Eugène Burnand, dessen etwas theatralische Kunst aber keinen nachhaltigen Eindruck auf ihn ausübte. Um so gewaltiger wirkten in ihm die Eindrücke, die er in Florenz empfing. Es war nach seiner Erziehung nur natürlich, daß sich Robert da vor allem zu den großen Fresken eines Giotto und Masaccio hingezogen fühlte, die ihm einen ungeahnten Kunsthorizont erschlossen. Er bewunderte hier die Einfachheit der Mittel, mit denen diese Meister arbeiten, und die kraftvolle Synthese, die sie dadurch erreichen, daß sie jedes malerische Detail unterdrücken; sie ließen den jungen Künster zum ersten Mal all das Kleinliche und Unmonumentale der landläufigen Kunst unserer Zeit zum Bewußtsein kommen.

In Paris, das Robert bald mit Florenz vertauschte, widmete er sich dann einem dreijährigen gewissenhaften akademischen Studium, bei dem Raphaël Collin und Gustave Courtois seine Lehrer waren; aber auch im Atelier



Paul Théophile Robert, Neuenburg. Dame in Blau. Oelbild. Phot. E. Chiffelle, Neuenburg.

*) Vgl. „Die Schweiz" II 1898, 178 ff. 201. 205. 207. 211. 257. 263. X 1906, 248/49. 252/61.